

Implizites Wissen

Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven

Herausgegeben von Jens Loenhoff

288 Seiten · Gebunden · € 29,90

1. Auflage 2012

ISBN 978-3-942393-48-5

© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2012

Jens Loenhoff

Einleitung

Unter dem Titel »implizites Wissen«, der stellvertretend für eine ganze Reihe verwandter terminologischer Vorschläge steht, werden derzeit recht heterogene Problemstellungen behandelt, von denen nicht einmal klar ist, ob und in welcher Hinsicht sie überhaupt denselben Bezugsgegenstand fokussieren. Der damit verbundene Diskussionsbedarf über die Qualität eines in Aussicht gestellten, wohl aber erst noch zu profilierenden Begriffs motiviert die Anfrage an verschiedene sozialwissenschaftliche Disziplinen, Theorien und Forschungsansätze, ob und inwiefern sie implizite und explizite Dimensionen in ihrem Gegenstandsbereich unterscheiden und wenn ja, im Rahmen welcher grundbegrifflichen Vorentscheidungen dies erfolgt. Jenseits einer noch ausstehenden systematischen Reflexionsgeschichte impliziten Wissens zeigt sich recht deutlich, dass diejenigen Entwürfe, die überhaupt zum Problem impliziten Wissens Stellung beziehen, einer Dezentrierung und Detranszendentalisierung des Subjekts als erkenntnistheoretischer Leitkategorie folgen. So liegen etwa im Pragmatismus Deweys, in der sprachanalytischen Philosophie Wittgensteins oder der Fundamentalontologie Heideggers, die jeweils mit unterschiedlicher grundbegrifflicher Weichenstellung ihren Ausgang von der Analyse des problemlösenden Umgangs mit einer widerständigen Realität nehmen, für sozialwissenschaftliche Erkenntnisinteressen außerordentlich fruchtbare Zugänge zur Bestimmung impliziten Wissens. Neben der aus diesen Quellen schöpfenden Kritik an normativistischen und rationalistischen Handlungstheorien, die Akteuren vornehmlich die Steuerung durch vernünftige Überzeugungen und die Orientierung an expliziten Regeln und manifesten Zwecksetzungen unterstellen, haben schließlich auch praxistheoretische oder praxeologischen Ansätze die Bedeutung impliziten Wissens als Ressource für die kreative und flexible Situationsbewältigung entdeckt.¹ Die folgenden einführenden Bemerkungen kontextualisieren das Problem

¹ Stephen P. Turner, *The Social Theory of Practices: Tradition, Tacit Knowledge, and Presuppositions*. Chicago 1994; Theodore R. Schatzki, *Social Practice. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*.

impliziten Wissens und die damit verbundenen Hauptfragestellungen zunächst im Spannungsfeld epistemischer Grundpositionen, um anschließend seine Bedeutung für handlungs- und kommunikationstheoretische Ansätzen zu skizzieren. Nach einer Reihe von Hinweisen auf die Rolle impliziten Wissens im Bezugsrahmen gesellschaftstheoretischer Überlegungen werden abschließend einige Erwartungen an die zeitgenössische Theoriediskussion und an zukünftige Forschungskontexte formuliert.

I.

Die in epistemologischen Diskursen verhandelten Standardkonzeptionen des Wissens werden vor allem durch Bezugnahme auf propositionales Wissens dominiert, dessen Geltung sich zumindest in der Selbstrepräsentation dieser Diskurse rationalen Verfahren und Überzeugungen verdankt. Implizites Wissen bleibt hier epistemisch ebenso unverfügbar wie in klassischen transzendentalphilosophischen Entwürfen. Einer diskursiven Einlösung von Geltungsansprüchen gilt implizites Wissen schon allein deshalb als unzugänglich, weil die konventionelle Grammatik des Ausdrucks »Wissen« dessen Begründungsfähigkeit einschließt. So verwundert es nicht, dass dem Hintergrundwissen nur eine defiziente epistemische Qualität zugeschrieben wird. Indem die Handelnden sich auf dieses Wissen stützen, ohne in die Verlegenheit zu kommen, sich seiner Qualität als Wissen reflexiv vergewissern zu müssen, bliebe – so jedenfalls das Hauptargument – die Einsicht in seine potentielle Fehlbarkeit blockiert. Dies gelte umso mehr, als dem die sozialen Praktiken tragenden impliziten Wissen die Qualität eines jenseits aller Wahrheitsvorbehalte stehenden »certistischen Bewußtseins« zukomme.² Entsprechend attestiert auch Habermas, dessen Konzept kommunikativer Rationalität die die vom Erfolg sozialer Praktiken abhängige teleologische Rationalität des Handels mit der epistemischen Rationalität der Darstellung von Sachverhalten zu verschränken sucht, einem impliziten Wissen aufgrund seines fehlenden internen Bezuges zu einer Problematisierungspraxis eine Falsifikationsunfähigkeit. Im Moment seiner Berührung mit kritisierbaren Geltungsansprüchen sei dessen »Zerfall« besiegelt und seine Funktion als lebensweltlicher Hintergrund nicht länger zu erfüllen.³ In der Thematisierung des Hintergrundwissens und den damit erhobenen Geltungsansprüchen sieht Habermas denn auch eine grundsätzliche Spannung zwischen Faktizität und Geltung am Werk, die den stillschweigenden Präsuppositionen zwangsläufig ihre

Cambridge 1996; Theodore Schatzki, Karin Knorr-Cetina und Eike von Savigny (Hg.), *The Practice Turn in Contemporary Theory*. London 2001.

² Jürgen Habermas, *Wahrheit und Rechtfertigung*. Frankfurt a. M. 1999, S. 53.

³ So behauptet Habermas: »Sofern alles Wissen fallibel ist und als solches gewußt wird, stellt das Hintergrundwissen überhaupt kein Wissen im strikten Sinne dar. [...] Was ihm seine eigentümliche Stabilität verleiht und es gegen den Druck kontingenzerzeugender Erfahrungen zunächst immunisiert, ist die eigenartige *Einebnung der Spannung zwischen Faktizität und Geltung*: In der Geltungsdimension selbst wird jenes kontrafaktische Moment einer über das jeweils Gegebene hinauschießenden Idealisierung, das eine enttäuschende Konfrontation mit der Wirklichkeit erst möglich macht, ausgelöscht; zugleich bleibt die Dimension als solche, aus der implizites Wissen die Kraft von Überzeugungen bezieht, intakt.« Jürgen Habermas, *Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaates*. Frankfurt a. M. 1992, S. 39.

Fraglosigkeit nimmt und so die Stabilität und Immunität impliziten Wissens gegenüber kontingenzerzeugenden Erfahrungen auszuhöhlen droht.

Umstritten ist indessen nicht nur der Sinn der Unterscheidung von »kognitivem Wissen« und »praktischem Können«, sondern auch die Einlösbarkeit des Anspruchs, Wissen vollständig zu explizieren und mit einem entsprechenden Begriff der Explikation die Grenze zwischen implizitem und propositionalem Wissen exakt angeben zu können. Denn mit guten Gründen darf bezweifelt werden, dass sich elementare Einheiten oder abgrenzbare und isolierbare Zustände angeben lassen, die als Wissen auftreten könnten, ohne in einem Verweisungszusammenhang mit anderem Wissen und anderen Praktiken zu stehen, die ein solches Wissen beglaubigen. So sind bekanntlich beim Wissen, »dass p«, stets mehrere kognitive Zustände möglich, die kaum die Bestimmung einer klaren Grenze zwischen einem wie auch immer gearteten Wissen und einem Nichtwissen erlauben. Zwar lässt sich eine bestimmte Klasse von Fertigkeiten anhand physikalischer Regeln beschreiben, doch erweisen sich auch diese beim Vollzug des Handelns als insuffizient, weil letztendlich der einzig zutreffende Indikator für ein praktisches Können die Performanz dieses Handelns selbst darstellt.⁴ Die Vorstellung, hinter einem Können verberge sich stets ein manifestes Wissen, ist daher schon von Ryle als intellektualistischer Irrtum verworfen worden.⁵ Sein Argument, dass die Auszeichnung einer spezifischen Handlung als erfolgreich an der phantasierenden Vorwegnahme dieser Handlung nicht ermessen werden könne, sondern nur an ihrem praktischen Vollzug, hat jedoch nicht nur zur Problematisierung der Unterscheidung zwischen Wissen und Können geführt. Vielmehr stehen den anti-intellektualistischen Präzisionsversuchen einschließlich der Varianten eines auch weiterhin auf dem nicht-repräsentationalen Charakter impliziten Wissens bestehenden »Neo-Ryleanism«⁶ energische Versuche entgegen, knowing-how als eine Form propositionalen Wissens zu retten.⁷ Es sind dies einerseits Konzepte, die von strukturellen Analogien zwischen implizitem und explizitem Wissen ausgehen und sich für die Annahme stark machen, implizites Wissen sei lediglich ein spezifischer (Sub-)Typus eines propositionalen Wissens über spezifische Arten praktischen Handelns, insofern hier zum praktischen Erfolg lediglich noch das Kriterium der »Wahrheitsfähigkeit« hinzutrete.⁸ Fragen der

⁴ Georg Hans Neuweg, »Implizites Wissen als Forschungsgegenstand«, in: Felix Rauner (Hg.), *Handbuch Berufsbildungsforschung*. Bielefeld 2005, S. 581-588.

⁵ Gilbert Ryle, *The concept of mind*. London 1949.

⁶ Eva-Maria Jung und Albert Newen, »Knowledge and abilities: The need for a new understanding of knowing-how«, in: *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 9, 2010, S. 113-131. Zum Problem der Zurechnung spezifischer Praktiken als impliziten Wissens siehe Patricia Hanna, »Swimming and Speaking Spanish«, in: *Philosophia. Philosophical Quarterly of Israel* 34:3, 2006, S. 267-290.

⁷ So vor allem Jason Stanley und Timothy Williamson, »Knowing How«, in: *The Journal of Philosophy* 98:8, 2001, S. 411-444 sowie Paul Snowdon, »Knowing how and knowing that: a distinction reconsidered«, in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 104:1, 2003, S. 1-29.

⁸ So plädiert etwa Hawley dafür, propositionales Wissen als »true beliefs plus warrant« zu begreifen und implizites Wissen dementsprechend als »successful action plus warrant«. Katherine Hawley, »Success and Knowledge How«, in: *American Philosophical Quarterly* 40:1, 2003, S. 19-31, S. 19, sowie Alva Noë, »Against intellectualism«, in: *Analysis* 65, 2005, S. 278-290. Tobias Rosenfeld, »Is Knowing-how Simply a Case of Knowing-that?«, in: *Philosophical Investigations* 27:4, 2004, S. 370-379. Stephen Hetherington, »Knowledge-That, Knowledge-How and Knowing Philosophically«, in: *Grazer Philosophische Studien* 77:1, 2008, S. 307-324.

partiellen oder vollständigen Reduktion eines knowing-how auf ein knowing-that sowie die formale Bestimmung von Erfüllungsbedingungen praktischen Könnens beschäftigen diese Diskussionen ebenso wie die Dominanz der Vorstellung einer primär durch explizites Wissen gestützten Praxis im vorreflexiven Verständnis alltagsweltlich handelnder Akteure.⁹ Andererseits beharrt die freilich weniger vor dem Hintergrund der Rekonstruktion von Praktiken als vielmehr der semantischen Analyse von Sätzen artikulierte Kritik an Ryle darauf, dass die Zuschreibung eines Könnens im Grunde stets als Attribution eines Wissens auftritt. Eine solche Position handelt sich damit freilich das Problem der Abgrenzung des so verstandenen impliziten Wissens von anderen propositionalen Einstellungen ein, welches sie durch die Existenzbehauptung spezifischer, unter dem Terminus »sub-doxastic states« verhandelter mentale Zustände glaubt lösen zu können, die als einem knowing-that vorgelagert angenommen werden.¹⁰ Als Explanans für den empirischen Befund, dass Sprecher regelkonforme Sätze einer natürlichen Sprache bilden, dabei aber die zugrundeliegenden Regeln nicht spezifizieren können, fungiert dann der Typ »implizites semantisches Wissen«, der eine semantische Urteilskompetenz ohne explizite syntaktische Regelkompetenz rechtfertigen soll.¹¹

Verhält man sich indessen skeptisch gegenüber Konzepten des Wissens, die von der sozialen Geltung von Aussagen, der Normativität epistemischer Praktiken und der Anerkennung des Wissens innerhalb kultureller Lebensformen absehen, weil man in ihnen Artefakte eines mentalistischen Paradigmas vermutet, hat dies wiederum Konsequenzen für die Bestimmung der nichtexpliziten Voraussetzungen von Kommunikation, Handlung und Erkenntnis. Dies hat vor allem damit zu tun, dass der Übergang der epistemischen Autorität vom erkennenden Subjekt auf die Rechtfertigungspraxis einer Sprachgemeinschaft mit dem Gebrauch der Sprache im Kontext der Lebensformen schließlich auch deren implizite Verstehenshorizonte ins Blickfeld der Analyse rückt. Von dieser Perspektive erbt nicht zuletzt die Erkenntniskritik die Einsicht, dass die epistemischen Praktiken von den Fundamenten praktischer Intersubjektivität nicht abgekoppelt werden können.

II.

Ungeachtet seiner ambivalenten Stellung innerhalb der Philosophie des Geistes lassen sich die grundsätzlichen Schwierigkeiten, einen Begriff impliziten Wissens über das Vage und Metaphorische hinaus zu profilieren, auch an der Heterogenität der Beispiele zu seiner Verdeutlichung ermessen. Sie reichen von einfachen körperlichen Verrich-

⁹ John Bengson, Marc A. Moffett und Jennifer C. Wright, »The folk on knowing how«, in: *Philosophical Studies* 142: 3, 2009, S. 387-401.

¹⁰ Stephen Stich, »Beliefs and Sub-Doxastic States«, in: *Philosophy of Science* 45:4, 1978, S. 499-518.

¹¹ Zur Diskussion der in der Folge Chomskys bezogenen Positionen siehe ferner [Martin Davies](#), »Tacit knowledge and subdoxastic states«, in: Cytia Macdonald and Graham Macdonald (Hg.), *Philosophy of Psychology. Debates on Psychological Explanation. Volume I*. Oxford 1995, S. 309-330.

tungen über kulturspezifische Intuitionen, auf die sich Akteure bei der Einschätzung der Angemessenheit ihres Handelns verlassen, bis hin zu jenen stillschweigenden, jenseits aller möglichen Problematisierung liegenden Gewissheiten, deren potentiellen Schwund sich die Beteiligten nicht einmal annähernd vorstellen können. Mit dem kontraintuitiven Gebrauch von Prädikaten, die im Kontext des Bewusstseinsparadigmas gerade die enge Verbindung von Wissen und Reflexion signalisieren («Verstehen«, «Auslegen« etc.), wird etwa bei Heidegger und Wittgenstein auf den Anspruch praktischen Könnens verwiesen, ein echtes und vollwertiges Wissen zu sein.¹² Dewey spricht von einem »good sense« als »ability to take hold of things right end up, to fit an instrument to an obstacle, to select resources apt for a task«,¹³ und Bourdieu von einem durch den soziologischen Objektivismus unbegriffenen »sens pratique« bzw. »sens du jeu social«, der als antizipatorische Anpassung an die Erfordernisse eines Handlungsfelds den Akteuren Orientierungssicherheit ohne den Durchgang durch Begriffe garantiert.¹⁴ Spätestens mit dieser Verschiebung des Erkenntnisbegriffs in die vorreflexive Sphäre des Zuhandenen treten allerdings erneut die Schwierigkeiten zu Tage, die mit der Qualifikation körpergestützter Fähigkeiten als »Wissen« zusammenhängen, zumal einer Form des Wissens, das als praktische Gewissheit ganz im hantierenden Umgang aufgeht, ein Geltungsmodus zukommt, der sich von demjenigen eines mit diskursiven Ansprüchen verbundenen thematischen und expliziten Wissens radikal unterscheidet. Doch lassen sich für die Anerkennung eines knowing-how als einem vollwertigen Wissen durchaus gute Gründe benennen. Einerseits nämlich kann sich ein solches Wissen als inadäquat erweisen und sein Gebrauch fehlschlagen, andererseits wird seine Anwendung bzw. Artikulation durch eine responsive Anerkennungshandlung bewertet oder besser: sanktioniert, zumal die Qualifikation praktischen Handelns als angemessen, korrekt etc. einer solchen impliziten Normativität geschuldet ist.¹⁵ Aus diesem Grund fungiert implizites Wissen als Bedingung einer praktischen Intersubjektivität, die sich in gelingenden Handlungsanschlüssen bemerkbar macht. Seine Stabilität verdankt dieses Wissen primär dem Umstand, dass es Ergebnis einer Lösung entsprechender Koordinationsprobleme ist, aus denen stillschweigenden Konventionen und »empraktisch normierte Kooperationsformen« hervorgehen, mit denen die mit ihnen verbundenen Sanktionsdrohungen gleichursprünglich sind.¹⁶

Die fundamentalpragmatische These vom Vorrang impliziten Wissens bedeutet, dass explizite Überzeugungen nur vor dem Hintergrund impliziter praktischer Fertigkeiten verständlich gemacht werden können. Zu wissen, was der Fall ist, erwächst aus der

¹² Martin Heidegger, *Sein und Zeit*. 16. Aufl., Tübingen 1986, S. 67; Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen. Werkausgabe Bd. 1*. Frankfurt 1984, ders., *Über Gewißheit, Werkausgabe Bd. 8*. Frankfurt a. M. 1984.

¹³ John Dewey, »Does reality possess practical character?«, in: ders., *The Middle Works, 1899-1924. Volume 4: 1907-1909*, hg. v. Jo A. Boydston. Carbondale 1977, S. 125-142, S. 130.

¹⁴ Pierre Bourdieu, *Le sens pratique*. Paris 1980, S. 46.

¹⁵ Robert B. Brandom, *Making it Explicit. Reasoning, Representing, and Discursive Commitment*. Cambridge, Mass. 1994, S. 18 ff.

¹⁶ Pirmin Stekeler-Weithofer, »Sind Sprache und Verstehen ein Regelfolgen? Probleme konventionalistischer und intentionalistischer Theorien der Sprache«, in: Sybille Krämer und Ekkehard König (Hg.), *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Frankfurt a. M. 2002, S. 190-225, S. 199.

Fähigkeit, sich an Praktiken zu beteiligen, und das heißt zu wissen, *wie* etwas zu tun ist. Dies legt auf den ersten Blick nahe, den Übergang vom impliziten zum expliziten Wissen, von der Fertigkeit zur angemessenen Beschreibung dieser Fertigkeit bis hin zur theoretisch motivierten Rekonstruktion der entsprechenden konstitutiven und regulativen Regeln als unproblematisch zu begreifen. Insbesondere Dewey und Heidegger haben darauf bestanden, dass eine problematische Situation, eine Störung oder das Scheitern routinierter Handlungsabläufe Prozesse der Auslegung und damit Formen der Explikation anstoßen, die nicht erst mit der wissenschaftlichen Theoriebildung, sondern bereits in der alltäglichen Handlungspraxis beginnen.¹⁷ Die Rekonstruktion derartiger Übergänge lässt jedoch erkennen, dass das Verhältnis von implizitem Wissen zu Explikation nur unzureichend bestimmt ist, wenn es als Abbild des unthematischen Vollzugs sozialer Praxis mit sprachlichen Mitteln oder durch andere Artikulationsweisen verstanden wird.¹⁸ So verfehlt auch die hier naheliegende Reduktion des Verhältnisses von implizitem und explizitem Wissen auf die Differenz »thematisch« versus »unthematisch« den Befund, dass implizites Wissen schon deshalb nicht als latent thematisches Wissen begriffen werden kann, weil es in Praktiken verkörpert ist, womit seine Beschreibung als lediglich *noch* nicht explizites, gleichsam auf seine Explikation wartendes Wissen jeder Plausibilität entbehrt.

Recht vage bleiben allerdings auch die in umgekehrter Richtung entwickelten Überlegungen, wie nämlich explizite Wissensbestände zu impliziten Praktiken werden. Die etwa von der phänomenologischen Wissenssoziologie bemühten Beispiele des Lernens einer Fremdsprache oder eines Musikinstrumentes werden zwar als Veränderung der Vertrautheitsstufen im Wissensvorrat begriffen,¹⁹ doch bleibt einer solchen Perspektive der Status impliziten Wissens aufgrund ihrer epistemologischen Vorentscheidungen verschlossen.²⁰ Der in diesem Zusammenhang gesuchte Ausweg, der die Analyse der Bewusstseinsakte suspendiert und der Entpflichtung des Bewusstseins zu ihrem vollen Recht verhelfen soll, verbindet sich mit den Stichworten »embodiment«, »Verkörperung«, »Inkorporierung« etc. Mit diesen begrifflich noch nicht hinreichend durchgearbeiteten Termini hängen eine Reihe von Unklarheiten zusammen, die über die Gefahr einer Vergegenständlichung des Körpers hinaus auch das explikative Potential einer

¹⁷ John Dewey, *Logic. The Theory of Inquiry*. New York 1938, ders., »Qualitative Thought«, in: ders., *Philosophy and Civilization*. New York 1931, S. 93-116; Heidegger, *Sein und Zeit*, a. a. O., S. 72 ff. Ferner Helmut Pape, »Deweys Situation. Gescheitertes Handeln, gelingendes Erkennen und das gute Leben«, in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 34:3, 2009, S. 331-352.

¹⁸ Joachim Renn, »Wissen und Explikation – Zum kognitiven Geltungsanspruch der ›Kulturen‹«, in: Friedrich Jäger und Burkhard Liebsch (Hg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 1, Grundlagen und Schlüsselbegriffe*. Stuttgart u. Weimar 2004, S. 232-250.

¹⁹ Alfred Schütz und Thomas Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1*. Frankfurt a. M. 1979, S. 173.

²⁰ Dies gilt selbst noch für die sozialtheoretische Studie von Aron Gurwitsch, dessen durch Heidegger gestützte Intentionalitätskritik bereits Anfang der 1930er Jahre »implizites Wissen« als nichtgegenständlich und nichtreflexiv terminologisch fixiert und als Gegenbegriff zum »thematischen« Bewußtsein eingeführt, obgleich seine Rekonstruktion die Bewusstseinsanalyse nur zur Hälfte überschreitet. Aron Gurwitsch, *Die mitmenschlichen Begegnungen in der Milieuwelt* (1931), hg. und eingeleitet von Alexandre Métraux, Berlin und New York 1977, S. 120 ff.

neurowissenschaftlichen Forschung betreffen, die jedoch den performativen Modus der Körperpraktiken aus kategorialen Gründen nicht einzuholen vermag.

Die Rolle des Körpers als »Ort« eines solchen Wissens soll primär über den Umstand einsichtig werden, dass Praktiken zuallererst Praktiken des Körpers sind. Fahrradfahren, Musizieren, Tennisspielen, leiblicher Ausdruck, Sprechen, Zeigen etc. sind allerdings Beispiele, an denen sich die Artikulation impliziten Wissens allerdings eher illustrieren als präzise bestimmen lässt. Neben der konstruktivistischen These von der Wissensabhängigkeit dessen, was dem Körper innerhalb kultureller Lebensformen zugerechnet wird, tritt nämlich umgekehrt die der Wissensträgerschaft des Körpers, die schließlich das wissenssoziologische Problem, wer was weiß oder kann, in die Frage transformiert, wie überhaupt etwas gewusst bzw. gekonnt wird.²¹ Hinsichtlich des Verhältnisses von Wissen und Körper lassen sich denn auch zwei Grundintuitionen ausmachen: einmal in Gestalt einer Phänomenologie des Leibes, die den Körper als primäre Quelle von Erfahrung und Erkenntnis behandelt und dessen Evidenzpotential betont, insofern sie dessen habituelles Funktionieren als fraglos gegebenen Erfahrungskomplex behandelt.²² Entsprechend wird der Körper als Medium der Welthabe begriffen, da alle nur möglichen Erfahrungen körperlich vermittelt sind. Zum anderen im Kontext eines »embodiment«-Paradigmas, in dem der Körper als Träger von Fertigkeiten erscheint, die ihm kulturelle Lebensformen gleichsam eingraviert haben und die nicht als artikulierbares Wissen, sondern als körperliches Können in Erscheinung treten. Die Umkehrung der These, dass im Handeln ein Wissen repräsentiert ist, das durch eben dieses Handeln zur Ausführung bzw. zur Anwendung gelangt, identifiziert die Körperpraktiken selbst als eine Form des Wissens.²³ Mit anderen Worten: im praktischen Sinn ist gesellschaftliches Wissen inkorporiert.²⁴ Folgerichtig betrachtet Bourdieu die Weitergabe eines solchen Wissens als eine Art Leibesübung, Explikation hingegen als »une véritable désincarnation«.²⁵ Aus einer an Sozialität, Kommunikation und Sprache interessierten Perspektive ist die Bestimmung impliziten Wissens am hantierenden Umgang allein mit Artefakten und den bekannten Beispielen des Radfahrens, Schwimmens etc. jedoch zu kurz gegriffen.²⁶ Spätestens wenn die durch maximale Vertrautheit und Routinisierung gekennzeichneten *sozialen* Praktiken in den Blick kommen, die in Form symbolgesteuerter Handlungskoordination das Verhältnis

²¹ Siehe dazu die Systematisierung von Stefan Hirschauer, »Körper macht Wissen. Für eine Somatisierung des Wissensbegriffs«, in: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.), *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel, Bd. 2*. Frankfurt a. M. 2008, S. 974-984, S. 977.

²² Alfred Schütz, *Das Problem der Relevanz*. Frankfurt a. M. 1982, S. 214.

²³ Auf ein solches Wissen, das sich gleichsam in den Händen befindet, ohne in objektive Bezeichnungen transformiert bzw. repräsentiert werden zu können, bezieht sich etwa Merleau-Ponty – freilich ohne den Terminus »implizites Wissen« zu verwenden: »Il s'agit d'un savoir qui est dans les mains, qui ne se livre qu'à l'effort corporel et ne peut se traduire par une désignation objective.« Maurice Merleau-Ponty, *Phénoménologie de la perception*. Paris 1945, S. 168.

²⁴ So formuliert Bourdieu an prominenter Stelle: »Ce qui est appris par corps n'est pas quelque chose que l'on a, comme une savoir que l'on peut tenir devant soi, mais quelque chose que l'on est.« Bourdieu, *Le sens pratique*, a. a. O., S. 123. Siehe dazu auch den Beitrag von Gregor Bongaerts in diesem Band.

²⁵ Bourdieu, *Le sens pratique*, a. a. O., S. 124.

²⁶ Eine Kritik, die letztendlich auch Polanyi trifft, dessen rationalitätskritischer Ansatz zur intersubjektivitätstheoretischen Dimension impliziten Wissens nicht vordringt. Michael Polanyi, *The Tacit Dimension*. London 1966.

von Personen und die wechselseitige Abstimmung ihres Verhaltens strukturieren, kommen Dimensionen impliziten Wissens ins Spiel, die im Bezugsrahmen der Analyse körperlicher Vollzüge und sog. »skills« im Umgang mit unbelebten Objekten nur unzureichend erschlossen werden können.²⁷ Zum anderen sind mit dem Verweis auf die Praktiken des Körpers nicht zu unterschätzende epistemologische Probleme verbunden, weil Körperbewegungen nämlich nicht mit Handlungen identisch sind. Sie fallen nicht unter ein und dieselbe Kategorie, weil den gleichen Körperbewegungen sowohl in der Selbst- wie auch in der Fremdzuschreibung ein vollkommen verschiedener Sinngehalt zukommen kann, andererseits jedoch mit unterschiedlichen Körperbewegungen sinngleiche Handlungen vollzogen werden können.²⁸

Vor allem aber ist die Handlungskoordination durch ein implizites Wissen gestützt, in das normative Strukturen bereits eingelassen sind. So verstanden kommt praktischer Sinn nicht in monologischen Körpertechniken zum Ausdruck, sondern in der wechselseitigen Abstimmung des stets im Kontinuum von mehr oder weniger passend, akzeptabel etc. ausgeführten sozialen Handelns. Jede Inkorporierung eines Gespürs für Angemessenheit bleibt damit an ein anerkanntes Sprachspiel innerhalb einer geteilten Lebensform rückgebunden. Implizites Wissen muss daher als mehr und anderes begriffen werden, denn als individuelles und von subjektiven Evidenzen getragenes körperliches Können. Dies vor allem deshalb, weil die Deckungsgrundlage solcher Evidenzen und die Quellen der Gewissheit hier kollektive Praktiken sind, wenn die Verbindlichkeit und die Beurteilung der Angemessenheit sozialer Praktiken nicht als idiosynkratische Fertigkeiten oder individuelle Begabungen missverstanden werden sollen. Spätestens im Umgang mit der Indexikalität konkreter Interaktionssituationen wird deutlich, wie die Differenz sozialer und kultureller Milieus durch die begrenzte Reichweite impliziten Wissens praktisch auffällt, da für die Beteiligten ein hohes Maß an Unsicherheit besteht, worauf sie sich wechselseitig verlassen können.²⁹ Fehlende Gewissheit zeigt sich in der Kommunikation als Unwahrscheinlichkeit ihrer Fortsetzung und kognitiv als erlebte Handlungsunsicherheit. Der Fremde beherrscht nicht die Grammatik der Sprachspiele, die als Infrastruktur von kulturellen Lebensformen auf geteiltem impliziten Wissen beruht, das als Garant der Erzeugung von Anschlussfähigkeit und Fortsetzbarkeit der Interaktion fungiert.

Im Licht dieser Überlegungen scheint zumindest vorläufig eine Unterscheidung sinnvoll, nämlich die zwischen einem starken und einem schwachen Begriff impliziten Wissens. Der starke, wenn man so will fundamentalpragmatisch angelegte Begriff behauptet, dass ein Wissen-*wie* stets Vorrang vor einem Wissen-*dass* hat. Der praktische

²⁷ So auch Harry M. Collins, *Tacit and Explicit Knowledge*. Chicago 2010. Eine solche Kritik trifft letztendlich auch diejenigen Ansätze, die die Funktion impliziten Wissens an einem monologischen Sprechen rekonstruieren wollen und dabei im Paradigma des routinierten Umgangs mit einem Werkzeug verhaftet bleiben. Zur Kritik der Werkzeugmetapher siehe auch Robert B. Brandom, *Articulating Reasons: An Introduction to Inferentialism*. Cambridge, Mass. 2000, S. 48 ff.

²⁸ Alasdair C. MacIntyre, »Was dem Handeln vorangeht«, in: *Analytische Handlungstheorie, Bd. 2, Handlungs-erklärungen*, hg. v. Ansgar Beckermann. Frankfurt a. M. 1985, S. 168-195, S. 176 ff.

²⁹ Joachim Renn, »Vertraute Fremdheit – Zur doppelten Normalisierung kultureller Differenz«, in: Jochen Dreher und Peter Stegmaier (Hg.), *Die Unüberwindbarkeit kultureller Differenz*. Bielefeld 2007, S. 65-97, S. 81.

Umgang genießt gegenüber der Sphäre theoretischer Reflexion epistemologische Priorität, d. h. dass explizites Wissen, manifeste Überzeugungen und theorieförmige Explikationen nur vor dem Hintergrund impliziter praktischer Fähigkeiten verständlich werden. Ansätze, die geneigt sind, einen starken Begriff impliziten Wissens zu vertreten, auch wenn sie dies nicht immer mit dem Terminus »implizites Wissen« tun, sind der Überzeugung, dass ein vorprädikatives Wissen, wie Handlungen vollzogen werden, primär gegenüber dem propositional artikulierten thematischen Wissen ist. Mit der Annahme des grundlegenden Status des Handelns und seiner primär sinnkonstitutiven Dimension verabschieden sie die Idee eines fundierenden Bewusstseins und begreifen implizites Wissen als weder repräsentierbar noch vollständig explizierbar.

Der schwache Begriff impliziten Wissens räumt ein, dass Handeln und Erkennen auf einen unbefragten, jenseits aktueller Aufmerksamkeit liegenden und nicht bzw. noch nicht thematisierten Hintergrund verwiesen ist. Ein solcher Begriff nimmt an, dass unthematisches Wissen nicht nur fallweise, sondern grundsätzlich in allen Situationen mitgegeben ist, etwa so wie der Umgang mit einem Musikinstrument beim routinier-ten Musiker keine Aufmerksamkeit auf den Fingersatz oder ein bewusstes Lesen der Noten erfordert, und deshalb thematisch im Focus des Sinngeschehens nur das Musikstück steht. Zwar erkennt ein solcher schwacher Begriff impliziten Wissens an, dass es Fähigkeiten und Fertigkeiten gibt, die unserem reflexiven Wissen und unseren propositionalen Einstellungen zugrunde liegen, doch will sich ein schwacher Begriff impliziten Wissens mit der Behauptung der grundsätzlichen Nicht-Explizierbarkeit praktischen Könnens keineswegs zufrieden geben, vielmehr hält er diese nur für vorläufig. Eine solche Position glaubt zur Stützung diejenigen Beispiele aus der Alltagspraxis in Anspruch nehmen zu können, in denen praktische Fertigkeiten in explizites Wissen transformiert werden oder Explikationen in Form von Rezeptwissen oder Gebrauchsanweisungen empirisch nachweisbar erfolgreich ein praktisches Können ermöglichen. Gleiches gilt für die im Kontext algorithmischer und konnektionistischer Modelle genährte Hoffnung, die Explikation von den den Operationen eines Akteurs zugrunde liegenden Regeln sei ein Programmierproblem oder lediglich eine Frage von Rechenkapazitäten.³⁰

III.

Wenn sich die vorintentionale und vorprädikative Einbettung von Akteuren in eine intersubjektive soziale Praxis nicht auf rationale Überzeugungen sondern auf präreflexive Gewissheiten stützt, die in Form unhinterfragter lebensweltlicher Selbstverständlichkeiten als implizites Wissen verfügbar sind, hat dies auch handlungstheoretische Konsequenzen. Kulturelle Lebensformen werden primär nicht durch reflexive und kontraintuitive Einsichten zusammengehalten, sondern durch ein von implizitem Wissen getragenes praktisches Können. Weil sich soziale Akteure in immer schon er-

³⁰ Siehe dazu etwa Martin Davies, »Connectionism, Modularity, and Tacit Knowledge«, in: *British Journal for the Philosophy of Science* 40, 1989, S. 541-555.

schlossenen lebensweltlichen Sinnhorizonten bewegen und ihr Handeln auf die dort verbürgten praktischen Gewissheiten angewiesen ist, sind kulturelle Lebensformen als Ganzes nicht disponibel. Ihr Horizont unbezweifelter Annahmen wird gleichsam durch implizites Wissen abgesteckt. Interaktion und Kommunikation sind über ein solches kulturelles Vorverständnis koordiniert, das die Anschlussfähigkeit sozialer Praktiken sichert. Deren implizite Normativität kommt darin zum Ausdruck, dass die Beteiligten in performativer Einstellung die eigenen und fremden Handlungen als angemessen oder unangemessen qualifizieren, ohne dass die Explikation der entsprechenden Kriterien möglich oder nötig wäre. Die mögliche Insuffizienz impliziten Wissens zeigt sich dann im performativen Scheitern und im Verfehlen von Handlungszielen durch ein defizitäres sich Auf-etwas-Verstehen. Dies belegen Versuche der Verhaltensabstimmung über die Grenzen kultureller Lebensformen und Milieus hinweg, in denen disparate Bestände impliziten Wissens miteinander in Konflikt geraten. So muss sich das Auflösungsvermögen handlungstheoretischer Ansätze am Problem impliziten Wissens bewähren, weil soziales Handeln auf dessen Wirksamkeit angewiesen ist. Dieser Zusammenhang ist in einer intentionalistischen Theoriesprache schon deshalb nicht rekonstruierbar, weil sich Sozialität gerade in der Dynamik wechselseitiger Sinnzuschreibungen konstituiert, die den Mustern bereits vollzogener Zuschreibungspraxen folgen und daher kaum mehr bewusstseinspflichtig sind.

Aus diesem Grund bleibt der Status impliziten Wissens im Kontext der phänomenologischen Wissenssoziologie ebenso unklar wie in der Theorie sozialer Systeme.³¹ Zwar betont Schütz mehrfach die fundamentale Rolle automatisierter und standardisierter Vollzüge, die den Charakter planenden und entworfenen Handlungen weitgehend verloren haben, doch fasst er das von ihm so genannte »Gewohnheits- und Routinewissen« nicht im Sinne eines nichtmentalen Könnens jenseits der Beteiligung des Bewusstseins, sondern als eine Art »Wissen um die Leiblichkeit«.³² Die Bindung der Sinnkonstitution an einen Entwurf und der Vollzug sinnorientierten Handelns setzt indessen stets ein explizites Wissen voraus. Gerade die temporale Struktur als entscheidendes Merkmal der Handlung, etwa als »Spannweite des Entwurfes« ist es, die dem impliziten Wissen aufgrund seiner Nichtreflexivität fehlt, weshalb die phänomenologisch inspirierte Handlungstheorie nicht zu einem elaborierten Begriff impliziten Wissens vordringt. Insofern sich nämlich die Intersubjektivität von Typik und Deutungsschemata letztendlich den prädikativen Leistungen des Bewusstseins und nicht der prä-egologischen Praxis der Handlungskoordination verdankt, bleibt die Spannung zwischen der Bestimmung des Handelns durch Akte der Zwecksetzung einerseits und der auch von Schütz gesehenen fundamentalen Funktion vorreflexiv eingelebter Routinen andererseits unaufgelöst.³³

³¹ Dass dies keineswegs für alle wissenssoziologischen Entwürfe gilt, zeigt Rainer Schützeichel in seinem Beitrag am Beispiel Mannheims.

³² Schütz und Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, a. a. O., S. 173.

³³ Siehe dazu auch Jens Loenhoff, »Implizites Wissen zwischen sozialphänomenologischer und pragmatistischer Bestimmung«, in: Joachim Renn, Gerd Sebald und Jan Weyand (Hg.), *Lebenswelt und Lebensform*. Weilerswist 2012.

IV.

Aus einer gesellschaftstheoretischen Perspektive lässt sich nicht nur nach der soziohistorischen Genese impliziten Wissens fragen, sondern auch danach, ob und inwiefern seine historisch kontingenten Explikationsformen als Folge sozialer Differenzierungsprozesse zu begreifen sind. Wenn nämlich soziale Praktiken als situationspezifische Interaktionen vor einem Hintergrund habituell gleichartiger Milieus vollzogen werden, dann kommt implizitem Wissen auch im Kontext funktionaler und kultureller Differenzierung eine Bedeutung zu.³⁴ Fragen, die sich in diesem Problemkontext formulieren lassen, betreffen etwa die Identifikation eines allen Angehörigen moderner Gesellschaften gleichermaßen verfügbaren impliziten Wissens und dessen Selbsttransformationsfähigkeit im Kontext kultureller Differenzierung, die sich in der Vervielfältigung der durch Horizonte impliziten Wissens abgrenzbaren Lebensformen vollzieht. In diesem Zusammenhang berührt der Begriff des impliziten Wissens das Verhältnis von Differenzierung und Integration. Ist nämlich der Schwund geteilter Hintergrundannahmen Korrelat solcher Differenzierungsprozesse, hat dies unmittelbare Folgen für die praktische Handlungskoordination, zumal die damit auftretende Kontingenzvermehrung nicht nur die zwanglose Stabilisierung von Verhaltenserwartungen erschwert, sondern auch Dissensrisiken hinsichtlich normativer Geltungsansprüche vermehren dürfte. Auffallen kann eine derart implizite Praxis in Gestalt kultur- und milieuspezifischer Situationsdefinitionen, Angemessenheitsstandards, Wahrnehmungsstile etc. freilich nur durch Regelverstöße auf der performativen Ebene, etwa im Kontext multikultureller Gesellschaften. Wenn implizites Wissen ebenso wie propositionales Wissen ungleich verteilt ist, dann ist es aber auch differenzierungstheoretischen Reflexionen zugänglich. Schließlich lässt sich die Frage nach dem rationalen Gehalt impliziten Wissens formulieren, der als gelungene Anwendung und Respezifikation den praktischen Erfolg des Handelns sichert. Rationalitätsfähig wären demnach nicht nur die dem Handeln unterliegenden Überzeugungen, sondern auch die Formen impliziten Wissens selbst.³⁵ Die mit diesen Problemen verbundene Horizontverschiebung macht einsichtig, inwiefern implizites Wissen als individuelles körperliches Können und die damit verbundene Fixierung auf Körperpraktiken (Radfahren, Schwimmen, virtuoser Umgang mit Artefakten etc.) nur sehr unzureichend bestimmt ist.

Auch gerät so leicht aus dem Blick, dass implizites Wissen keineswegs nur den handtierenden Umgang mit Objekten stützt, sondern eben auch die symbolisch vermittelte Handlungskoordination. Nicht nur sind Sprachspiele und Praktiken miteinander ver-

³⁴ Joachim Renn, »Koordination durch Übersetzung. Das Problem gesellschaftlicher Steuerung aus der Sicht einer pragmatistischen Differenzierungstheorie«, in: Gert Albert und Steffen Sigmund (Hg.), *Soziologische Theorie kontrovers. Sonderheft 50/2010 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Wiesbaden 2011, S. 311-327, S. 316.

³⁵ Dieses Problem greift vor allem der Beitrag von Joachim Renn auf, der für die rationalitätstheoretische Aufwertung impliziten Wissens plädiert.

woben, vielmehr ist alles Sprechen selbst ein Handeln. Mit diesem Umstand verbindet sich die bedeutungstheoretische Einsicht, dass die Übereinstimmung von Meinungen und Überzeugungen nur im Handeln und nicht im Vergleich von Sätzen erfahren werden und folglich der Sinn einer Sprachhandlung nicht unabhängig von den Kontexten, Erwartungen und rekursiven Zuschreibungen durch die Beteiligten begriffen werden kann. Wenn sich aber kommunikative Handlungen in performativer Einstellung ebenso in den Bahnen eingeschliffener Praktiken vollziehen, wie alle anderen Formen sozialen Handelns, dann ist dieses symbolgesteuerte Handeln in gleicher Weise durch die Herausbildung eines »Sinns« für die normative Angemessenheit sprachlicher Formulierungen und kommunikativer Äußerung strukturiert, wie dies für den gelungenen sensomotorischen Umgang und den Sacherfolg von Bewegungen gilt. Vor allem aber wird am Beispiel von Sprache und Kommunikation exemplarisch deutlich, dass implizites Wissen stets Ergebnis einer Koproduktion und deshalb nicht einem einzelnen Akteur zuschreibbar ist. Seine Lokalisierung *im* einzelnen Handelnden als dessen Kompetenz ist unzulänglich, weil die entsprechenden sensomotorischen Gestalten und die Kriterien ihrer angemessenen Hervorbringung nur in praktischen Kooperationsprozessen erworben werden können.³⁶

V.

Die Frage, welche Konsequenzen die Problematisierung impliziten Wissens im Kontext der spezifisch mit Sprache und Kommunikation befassten Theoriebildung hat und welche Formulierungsmöglichkeiten sie eröffnet, hat es im wesentlichen mit zwei analytisch bedeutsamen Aspekten zu tun. Einerseits nämlich fällt die fundamentale Funktion von Sprache und Kommunikation für nahezu alle Formen sozialer Praxis mit dem Umstand zusammen, dass die Wirklichkeit und der Vollzug von Sprache und Kommunikation selbst eine Form sozialer Praxis ist. Daraus folgt andererseits, dass auch der Kommunikationsprozess als normativ verfasste Kooperationspraxis zu begreifen ist. Dies bedeutet, dass die Sprecher mit ihren Äußerungen zwangsläufig Verpflichtungen eingehen, insofern sie sich mit ihren Äußerungen auf eine Verwendungsweise kommunikativer Mittel festlegen, die von den Beteiligten als richtig oder nicht richtig bzw. als angemessen oder unangemessen beurteilt wird.³⁷ Zu den bedeutungstheoretischen Konsequenzen eines solchen normativen Fundamentalpragmatismus gehört denn auch die vor allem für mentalistische Ansätze innerhalb der Sprachtheorie provozierende These vom Vorrang der sozialen Praxis der Sprachgemeinschaft vor den »privaten« Intentionen einzelner Sprecher. Diese leugnet bekanntlich nicht, dass Handlungen mit Motiven und Zwecksetzungen von Akteuren kontaminiert sind, sondern nur, dass die fokussierte Intentionalität Handlungen und insbesondere das Gelingen von Kommunikation und sozialer Kooperation hinreichend bestimmt.

³⁶ Zum Symbolgebrauch als kollektivem und öffentlichem Können innerhalb einer immer schon geteilten Praxis siehe vor allem Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, a. a. O., §§ 198 ff.

³⁷ Es sind dies Verpflichtungen, die die Konstitution von Bedeutung betreffen und damit weit »unterhalb« der Ebene derjenigen Verpflichtungen liegen, die die Beteiligten mit einem Sprechakt im Sinne Austins eingehen.

Ansätze, die hartnäckig am Primat vorsprachlicher Intentionalität gegenüber sprachlich verfasster Bedeutung festhalten, um unter Bezug auf Implikationen zu einer Theorie der Bedeutung zu gelangen, müssen daher schon im Ansatz scheitern, weil sie sich bei dem Versuch zu klären, was es heißt, einen bestimmten Ausdruck mit einer bestimmten Bedeutung zu gebrauchen, ausschließlich auf explizite Überzeugungen und Intentionen mit propositionalem und begrifflichem Gehalt beziehen.³⁸ Doch sind die Meinungen des Sprechers nur vor dem Hintergrund einer gemeinsamen Kenntnis eingelebter kooperativer Formen sozialer Praxis überhaupt möglich. So scheitern alle intentionalistischen Semantiken im Grunde schon an der Bestimmung des Begriffs der Sprecherintention, die ohne den Vorgriff auf eine solche kooperative Praxis nicht auskommt.³⁹ Nicht das Erfassen der Sprecherabsicht, im Hörer bestimmte Wirkungen hervorzurufen, sondern umgekehrt die Erfassung der Bedeutung des sprachlichen Ausdrucks gemäß sozial geteilter Interpretationsroutinen ist es, die dem Hörer ermöglicht, dem Sprecher eine Absicht zuzuschreiben bzw. auf diese zu schließen. Holistische Bedeutungstheorien, die den Verweisungsreichtum von Äußerungen mit dem vielfältigen Sinn von Praktiken verschränken, können demgegenüber einsichtig machen, dass die Erfassung von Intentionen in der kompetenten, aber impliziten Beurteilung liegt, welche Handlungen angemessen und im Sinn der Erfüllung der Absicht als dienlich gelten. Geteiltes oder nicht geteiltes implizites Wissen zeigt sich deshalb primär im Umgang mit der Indexikalität und der semantischen Streubreite situierter Äußerungen, die als Koproduktion von Sprecher und Hörer schon nicht mehr einem Akteur allein zugerechnet werden können.⁴⁰ Welches Hintergrundwissen und welche Deutungsroutrinen die Kommunikation tragen, kann man schließlich schon bei der Beobachtung einer einfachen Zeigegeste ermessen, die ohne ein solches Hintergrundwissen vollkommen unverständlich bliebe. Doch gilt dies auch für anspruchsvolle Formen des Behauptens bzw. des Gebens und Verlangens von Gründen, insofern eine solche reflexive Kommunikationspraxis mit allen anderen sozialen Praktiken das Merkmal impliziter Normativität teilt.⁴¹

Der vor allem dem Medium »Sprache« geschuldete Umstand, dass die sprachliche Praxis über Formate verfügt, die nach einer besonderen Reflexion des Verhältnisses von praktischem Können und explizitem Wissen verlangen, weil der kommunikative Umgang mit den Sprachzeichen selbst in spezifischer Weise durch die ihm erwachsenen Vergegenständlichungen in Form spezifischer Rekodierungen durchdrungen ist,⁴² betrifft zudem das Verhältnis vom implizitem Sprachwissen zur linguistischen Theoriebildung. Dies gilt insbesondere diejenigen Kategorien der Linguistik, die sich auf

³⁸ So vor allem Paul Grice, »Meaning Revisited«, in: *Studies in the Way of Words*. Cambridge, Mass. 1989, S. 283-303.

³⁹ Pirmin Stekeler-Weithofer, »Die holistische Verfassung von Praxisformen«, in: Ulrich Baltzer und Gerhard Schönrich (Hg.), *Institutionen und Regelfolgen*. Paderborn 2002, S. 59-80.

⁴⁰ Charles Goodwin, »The Interactive Construction of a Sentence in Natural Conversation«, in: George Psathas (Hg.), *Everyday Language. Studies in Ethnomethodology*. New York, London u. Sydney 1979, S. 97-121.

⁴¹ Robert B. Brandom, *Articulating Reasons: An Introduction to Inferentialism*. Cambridge, Mass. 2000.

⁴² Michael Silverstein, »Indexical order and the dialectics of sociolinguistic life«, in: *Language & Communication* 23, 2003, S. 193-229.

den Vollzug sprachlicher Praxis im kommunikativen Kontext zu beziehen vorgeben, dabei aber nicht wirklich an dieser Praxis, sondern an den Vergegenständlichungen ansetzen, die im Zusammenhang mit Entindexikalierungsprozeduren und semantischen Rückversicherungsveranstaltungen den performativen Vollzügen erst erwachsen sind. Schließlich bilden syntaktische und semantische Formen nicht das Fundament des Sprechens, vielmehr sind sie Ergebnis einer reflektierenden Rekonstruktion eines längst schon durch implizite Normen etablierten Gebrauchs.⁴³ Weil die regelgeleitete Praxis nicht von den kontingenten Regelformulierungen abhängt, kann die Sprachkompetenz auch gänzlich ohne abstraktes Regelwissen auskommen.⁴⁴ Das im Kontext koaktionaler Ordnungsprobleme wirksame implizite Wissen erlaubt den Sprechern demgegenüber nicht nur den flexiblen Umgang mit Routinen, sondern auch die für alle Verständigung notwendige Bändigung von Indexikalität.

VI.

Abschließend lassen sich noch einige offene Fragen formulieren, die der Perspektivenverschiebung vom Innenleben des handelnden und erkennenden Subjekts auf die öffentliche Praxis des Sich-auf-etwas-Verstehens folgen und die die Chance für sozialtheoretische Neujustierungen eröffnen. Diese betreffen die Einsicht, dass es im Wesentlichen das implizite Wissen und die ihm inhärente Normativität ist, die Anschlussfähigkeit und Fortsetzbarkeit sozialen Handelns garantiert, weil sich entlang dieser impliziten Normativität sozialer Praktiken bestimmt, welche Interpretationen angemessen sind und welche nicht. Diese Normativität ist im Vorgriff auf soziale Situationen nicht in Form expliziter Regeln verfügbar. Nur dann, wenn Intersubjektivität nicht als transzendente Operation, sondern als praktischer kooperativer Vollzug auf der Basis impliziten Wissens gedacht wird, lässt sich die Kluft zwischen ego und alter von vornherein begrifflich überbrücken. Die Entfaltung des Problems impliziten Wissens primär am Hantieren mit unbelebten Objekten bzw. im Bezugsrahmen eines Dingwelt-Paradigmas, dem letztendlich nicht nur Husserl oder Gehlen anhängen, sondern mitunter auch zeitgenössische Beiträge aus der Philosophie des Geistes, verschenkt indessen Einsichten in die Verschränkung des gegenständlichen Hantierens mit den kooperativen, insbesondere sprachlichen Praktiken und der darin gesicherten primären Erfahrung praktischer Intersubjektivität.

In dem Maße, in dem die epistemische Autorität von den privaten Erlebnissen des Subjekts auf die gesellschaftliche Praxis übergeht, ergeben sich schließlich auch Folgen für den Begriff der Rationalität, zumal sich die Perspektive von den individuellen Vermögen der Akteure und ihren apriorischen Voraussetzungen auf die Analyse kollektiver Erfahrungen und kommunikativer Rationalität verschiebt. Doch berührt letztend-

⁴³ Hans J. Schneider, *Pragmatik als Basis von Semantik und Syntax*. Frankfurt a. M. 1975; Clemens Knobloch, »Zwischen ›Ursuppe‹ und ›letzter Instanz‹. Kommunikation in der Linguistik«, in: Helmut Richter und H. Walter Schmitz (Hg.), *Kommunikation – ein Schlüsselbegriff der Humanwissenschaften?* Münster 2003, S. 231-246.

⁴⁴ Hans J. Schneider, »Konstitutive Regeln und Normativität«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 51, 2003, S. 81-97, S. 54.

lich auch die Frage nach den Bedingungen diskursiver Geltung, für die rechtfertigende Gründe erwartet werden, das Problem impliziten Wissens (dem freilich keine solche Geltung, wohl aber praktische Gewissheit erwächst), weil die rationalitätsverbürgenden diskursiven Praktiken ihrerseits auf einem Fundament praktischer Gewissheiten stehen, indem sie auf ein gemeinsames Vorverständnis über die Formen des Gelingens kommunikativer Handlungskoordination angewiesen bleiben. Wenn also die Zustimmung zu expliziten Propositionen vom Problem der Angemessenheit praktischen Handelns nicht abgekoppelt werden kann, betrifft die Frage nach der letzten »Rechtsquelle« für Behauptungen die außerhalb aller Begründungen liegenden Sinnesfundamente.⁴⁵

Zum anderen berührt die bereits angesprochene Frage nach Rationalität und Kritizierbarkeit impliziten Wissens dessen Revisionsfähigkeit im Angesicht etwa von kulturellen und historischen Differenzenerfahrungen. Wenn implizites Wissen aus der Einübung in anerkannte Praktiken erwächst, wäre zu fragen, ob die Erfahrung von Inkonsistenzen, Unangemessenheiten oder einem Scheitern der Handlungskoordination solche Praktiken korrigieren. Die Annahme eines Vetorechts der objektiven Welt gegenüber dem impliziten Wissen – etwa gegenüber potentiell nichtadäquaten Regeln sprachlicher und nichtsprachlicher Praktiken –, müsste dann nämlich den realen Erfahrungen ein revisionäres Potential zutrauen, das den durch die Grammatik der Sprachspiele längst schon ausgelegten und begrifflich artikulierten Erfahrungshorizont einer kulturellen Lebensform mit einer »[...] Kraft zum Dementi gegenüber dem welterschließenden Vorschuss der a priori gliedernden Sprache«⁴⁶ ausstattet. Wer wie Habermas darauf vertraut, dass ein partiell gestörtes Hintergrundeinverständnis auf diskursivem Wege wiederhergestellt werden kann, muss unterstellen, dass sich die expliziten Geltungsansprüche aus dem Status rational akzeptabler Behauptungen in Handlungsgewissheiten rückübersetzen lassen, wobei die diskursive Einlösung von Geltungsansprüchen die aufkommenden Unsicherheiten gleichsam entsorgen und so den »[...] den Sinn einer Lizenz zur Rückkehr in die Naivität der Lebenswelt« gewinnen.⁴⁷ Ob die durch die Widerständigkeit der Welt oder die Berührung mit fremden Lebensformen scheiternden Praktiken, die schließlich die Revision normativer Erwartungen anstoßen, die bisher unbefragten Geltungsansprüche ausschließlich dadurch einer Prüfung unterziehen, dass die irritierten Gewissheiten durch die nunmehr in Gang gesetzte Diskursivierung die Form umstrittener Hypothesen annehmen, ist schon deshalb keineswegs sicher, weil die in Frage stehenden Irritationen auf der performativen Ebene auch unter Ausklammerung diskursiver Klimmzüge allein durch die Selbsttransformation der Praktiken ausgeräumt werden könnten. Ansätze, die implizites stets als potentiell explizites Wissen begreifen, dürften hier ihren blinden Fleck haben.

Der letzte hier zu nennende Problemkomplex betrifft die möglichen Folgen für einen spezifischen Modelltypus kognitiver und kommunikativer Kompetenz. Ansätze, die

⁴⁵ Wittgenstein hatte dieses Problem bekanntlich durch das Bild des Grabens mit einem Spaten illustriert, der sich, auf hartem Felsen angelangt, zurückbiegt. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, a. a. O., § 217.

⁴⁶ Habermas, *Wahrheit und Rechtfertigung*, a. a. O., S. 160.

⁴⁷ So jedenfalls sieht es Habermas, ebd., S. 53.

einen Begriff des impliziten Wissens profilieren, kritisieren repräsentationistische und rationalistische Ansätze auch deshalb, weil sie daran zweifeln, dass diese die im praktischen Handeln liegende Flexibilität und Kreativität hinreichend fassen können.⁴⁸ Die Beobachtung von Regelmäßigkeiten im Kontext situierten Handelns ist mit der Suggestion verbunden, man habe generative Regeln erfasst, deren Handhabung die Form deduktiver Schlüsse annehme und daher als explizite Regeln rekonstruiert und algorithmisch modelliert werden können. Doch sind diese schon Vergegenständlichungen jenseits der Teilnehmerperspektive, die dann nicht selten in propositionale Einstellungen von Akteuren projiziert und daraufhin als Kompetenzmodelle angeboten werden. Ein derartiges Verfahren klärt allerdings weder über das Problem der Angemessenheit noch das der Kreativität des Handelns auf. Die Einsicht in die Abhängigkeit expliziter Normen bzw. Verhaltensanweisungen von grundlegenderen, in Praktiken implizierten Normen muss zudem die naturalistische Strategie, Normatives auf das Nichtnormatives zu reduzieren, in erhebliche Schwierigkeiten bringen, weil die kontextbezogene Interpretation und die Anwendung von Regeln selbst wiederum angemessen oder unangemessen, den Konventionen entsprechend, oder – wie Wittgenstein sagt – gemäß den »Gepflogenheiten« erfolgen kann oder nicht.⁴⁹

VII.

Aus allen Beiträgen dieses Bandes spricht mutatis mutandis ein berechtigtes Unbehagen an der derzeitigen terminologischen und begrifflichen Bestimmung impliziten Wissens, der weitere Arbeit am Begriff zu folgen hat. Die Überlegungen von *Werner Kogge* nehmen sich der ursprünglichen Frage an, auf die der Begriff des impliziten Wissens eine Antwort sein soll. Im Rückgang auf den antiken Erfahrungsbegriff, dem sowohl gegenüber einer auf Wissen bezogenen *epistēmē*, als auch der auf praktisches Können bezogenen *téchnē* ein primordialer Status zukommt, rekonstruiert der Beitrag das Verhältnis von Erfahrung, Begriff und sprachlicher Formulierung in der aristotelischen Philosophie. Dabei wird die praktisch-theoretische Doppelnatur dessen einsichtig, was wir »Wissen« nennen und die zu einer erfahrungsfernen Erkenntniskonzeption im Cartesischen Rationalismus im Gegensatz steht. Mit seinem Votum für die Wiedergewinnung eines an der aristotelischen *Empeiria* anschließenden Erfahrungsbegriffs unterbreitet Kogge einen Vorschlag, wie der Suggestion eines Hiatus zwischen impliziten und expliziten Wissen zu entkommen ist und der entsprechenden Disjunktion Alternativen zur Seite gestellt werden können.

Der Beitrag von *Jens Loenhoff* nimmt Heideggers sorgfältige Bestimmung des primären, sich im vorreflexiven Handeln konstituierenden Gegenstandsbezugs zum Anlass, die darin enthaltene Konzeption des Übergangs von einer vorthematischen Unauffälligkeit zur Artikulation propositionaler Aussagen als Verhältnis von implizitem

⁴⁸ Siehe dazu auch Hans Joas, *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt a. M. 1996; Werner Kogge, »Das Gesicht der Regel: Subtilität und Kreativität im Regelfolgen nach Wittgenstein«, in: *Wittgenstein – Jahrbuch 2001 / 2002*. Frankfurt a. M., Berlin u. New York, S. 59-85.

⁴⁹ Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, a. a. O., § 199.

und explizitem Wissen zu rekonstruieren. Dabei werden Transformationsschritte und Dimensionen der Explikation erkennbar, die von einem sich selbst thematisierenden praktischen Umgang über eine als umsichtige Auslegung vollzogene Problembearbeitung bis hin zu einer abstrahierenden Thematisierung reichen. Für die Bestimmung der Relation von implizitem und explizitem Wissen, dies lässt sich aus den Überlegungen Heideggers gewinnen, erweist sich ein Verhältnis flexibler und mehrstufiger Vergewisserungspraktiken wie umgekehrt der Formen der Thematisierung, die nicht an einen hantierenden Umgang rückgebunden bleiben, als fruchtbarer Ausgangspunkt für eine Theorie impliziten Wissens.

Hans Julius Schneider geht der Frage nach, ob der Begriff des impliziten Wissens geeignet ist, das Dilemma zwischen einer naturalistischen und einer intentionalistischen Deutung menschlichen Handelns zu überwinden. Seine Überlegungen bleiben dabei skeptisch, ob und inwiefern ein solcher Begriff diesen Erwartungen entsprechen kann. Aus der Perspektive primärer Erfahrung und vor dem Hintergrund Wittgensteins anti-intentionalistischer Gebrauchstheorie der Bedeutung rekonstruiert Schneider die Kategorien »Können« und »Wissen« aus der performativen Einstellung der Teilnehmer, um seine Vorschläge zur Profilierung des Begriffs impliziten Wissens zu entwickeln. Die Klärung mentaler Aktivitäten und Zustände durch Beschreibungen von Handlungen und Zurechnungsaktivitäten der Beteiligten umgeht dabei die Suggestion, es läge bereits irgendetwas wissensförmig vor, das nur noch nicht die Form propositionaler Sätze habe und schließlich durch Akte der Explikation fassbar gemacht werden müsse.

Die Ausführungen von *Harry Collins* verstehen sich primär als Beitrag zur Präzisierung und Entmystifizierung impliziten Wissens. Dabei unternimmt er den originellen Versuch, seine thematisch einschlägige Monographie *Tacit and Explicit Knowledge* neu zu lesen und zu kommentieren. Vor dem Hintergrund der Annahme, dass implizites Wissen nur durch seine Differenz zu explizitem Wissen bestimmt werden kann, untersucht *Collins* die vielfach behauptete Unterstellung der Nichtexplizierbarkeit impliziten Wissens. Dabei unterscheidet er drei verschiedene Arten impliziten Wissens, die er als relationales, somatisches und kollektives impliziten Wissens bestimmt. Seine Vorschläge, wie ein »explizit machen« zu verstehen ist, diskutieren anhand einer innovativen Terminologie die Verfügbarkeit und Weitergabe impliziten Wissens, um so zu einer Relativierung eines starken Begriffs impliziten Wissens zu gelangen.

Rainer Schützeichel unterzieht zunächst drei prominente Ansätze innerhalb der Diskussion impliziten Wissens einer kritischen Analyse, nämlich Ryles Unterscheidung von »knowing how« und »knowing that«, Polanyis Phänomenologie impliziten Wissens sowie die innerhalb des Diskurses über implizites Wissen bisher weitgehend unberücksichtigt gebliebenen Überlegungen von Karl Mannheim, in dessen Ausführungen zum »konjunktiven Erkennen« sich Grenzen der Kommunikation und der Handlungskoordination zwischen epistemischen Gemeinschaften manifestieren. Vor diesem Hintergrund nimmt Schützeichels kritische Rekonstruktion zu jenen aktuellen Debatten innerhalb von Philosophie und Kognitionstheorie Stellung, die den Abschied von verengten Modellen individueller Wissensträgerschaft verhandeln. Tenor dieser Ausführungen

rungen ist die Kritik eines epistemischen Individualismus und der damit verbundenen Vorstellung, selbstreflexive Subjekte seien als autonome epistemische Akteure »Träger« eines bzw. ihres Wissens.

Gregor Bongaerts nimmt das zwar enge, bisweilen begrifflich jedoch nur unzureichend durchgearbeitete Verhältnis von implizitem Wissen und Prozessen der Inkorporierung zum Anlass, auf der Grundlage handlungstheoretischer Überlegungen die Relevanz impliziten Wissens für die soziologische Theoriebildung auszuloten. Seine Auseinandersetzung mit den Beiträgen Maurice Merleau-Pontys, Pierre Bourdieus und den Überlegungen von Harry Collins zeigt einmal mehr die im Spannungsfeld zwischen individuellem und kollektivem Wissen liegende Stellung impliziten Wissens. Jenseits subjektiver Sinnkonstitution und gesellschaftlicher Objektivationen erschließt der Begriff des inkarnierten Sinns nicht nur die Fundierung reflexiver Akte in präreflexiven Dispositionen, sondern auch die Fähigkeiten der Akteure zu adäquaten Situationsdefinitionen. Implizites Wissen geht damit nicht in körperlichem Können oder präreflexiven Deutungskompetenzen auf. Der Beitrag deutet an, inwiefern das Potential eines Begriffs impliziten Wissens innerhalb handlungstheoretischer Problemstellungen Defizite der Praxistheorie ausgleichen und die unbefriedigende begriffliche Alternative zwischen Wissen und Können überwinden könnte.

Vor dem Hintergrund seiner Arbeit an einer pragmatistischen Handlungs- und Gesellschaftstheorie fragt *Joachim Renn* nach dem Rationalitätspotential impliziten Wissens. Sein Beitrag widerspricht mit Nachdruck der im Kontext rationalitätstheoretischer Überlegungen allenthalben geäußerten Annahme, intuitive Gewissheiten entbehren aufgrund ihrer nichtpropositionalen Verfasstheit jeglicher Rationalitätsfähigkeit. In seiner kritischen Auseinandersetzung nicht nur mit verschiedenen Rationalitätskonzepten, sondern auch mit zeitgenössischen praxeologischen Ansätzen wird deutlich, dass sich die These von der »inferioren Geltungsmodalität« impliziten Wissens spätestens dann nicht mehr halten lässt, wenn man sich dem Problem der Angemessenheit sozialer Praktiken zuwendet, die sich als Rationalitätsdimension einer situationsadäquaten Regelanwendung rekonstruieren lässt. Implizites Wissen erscheint so als alternative Ressource zur Beurteilung der Angemessenheit sozialen Handelns, auf die auch das rationale Handeln nicht verzichten kann. Dabei gründen Renns Freilegung des rationalen Gehalts impliziten Wissens und seine Vorschläge für dessen rationalitätstheoretische Aufwertung nicht zuletzt auf dem Beitrag, den ein Handeln im Modus habitualisierter Kompetenz zur Steigerung von Funktionalität und Rationalität institutionalisierter Handlungszusammenhänge leistet.

Christian Stetter nimmt in seinem Beitrag die begriffliche Klärung impliziten sprachlichen Wissens in Angriff, indem er sie als eine der Kernfragen linguistischer Theoriebildung begreift. Dabei konfrontiert er den in der modernen Linguistik vertretenen Begriff der sprachlichen Kompetenz, der insbesondere im Kontext der generativen Linguistik als sprachliches Wissen interpretiert wird, mit dem von Michael Polanyi entwickelten Begriff impliziten Wissens. Vor dem Hintergrund dessen selbstreferenzieller Struktur kommt es ihm darauf an zu zeigen, wie Erkenntnisse über das als impli-

zit verstandene Sprachwissen gewonnen werden können, ohne sich dabei in Widersprüche zu verwickeln. Im Gegensatz zu Chomsky geht Stetter nämlich davon aus, dass ein solches Wissen auf Generalisierung beruht und dass sich anhand der von Nelson Goodman vorgeschlagenen Interpretation des Induktionsproblems erläutern lässt, warum die Anschluss- bzw. Fortsetzungsfähigkeit sprachlichen Handelns nicht den Kriterien grammatikalischer Wohlgeformtheit folgt, sondern einem durch implizites Sprachwissen gesicherten Angemessenheitsprinzip, das es den Sprechern und Hörern erlaubt, akzeptable Äußerungen zu produzieren und zu verstehen, die nicht in das grammatische Schema passen.

Der Frage, wie implizites Sprecher- und Hörerwissen im Kontext der Konstruktionsgrammatik bestimmt wird, geht der Beitrag von *Clemens Knobloch* nach. Neuere Entwicklungen innerhalb der Linguistik aufgreifend fokussieren seine Überlegungen Sprachkompetenz nicht als abstraktes Regelwissen, sondern als Fähigkeit zum praktischen Umgang mit sprachlichen Mitteln. Diese Perspektive erlaubt es, Interaktion und Grammatik nicht auseinander fallen zu lassen, sondern letztere als eine geronnene Interaktionsdynamik zu begreifen, in deren Gebrauch sich das implizite Sprachwissen von Sprechern und Hörern verkörpert. Im Gegensatz zur Linguistik Chomskys stehen hier nicht die Konstruktionen der Grammatiker am Beginn der Analyse, sondern die von den Sprechern und Hörern selbst genutzten und operativ wirksamen Kategorien. Der Zugriff auf das implizite Wissen der Kommunikationsteilnehmer ergibt sich demgemäß nicht durch die Generierung abstrakter Modelle, sondern durch die sorgfältige Rekonstruktion dessen, was im Kommunikationsprozess praktisch und prozedural erfolgreich vollzogen wird. Dabei zeigt sich unter anderem, dass der Vollzug kommunikativer Akte nicht auf geteiltem Wissen basiert, sondern dieses Wissen auf der Grundlage geteilter Aufmerksamkeit, Kooperativität und der Zurechnung von Intentionalität erst erzeugt wird.

Stephen Turner unternimmt den Versuch, den Begriff impliziten Wissens durch Deonstruktion falscher Analogiebildungen zu klären. Er problematisiert die inferenziellen Gewohnheiten, die als »stillschweigende« Annahmen und »Als-ob«-Behauptungen Verstehen ermöglichen, soziales Handeln steuern und kommunikative Verständigung begründen, um im Bezugsrahmen des von ihm entworfenen Translationsmodells die Explikation impliziten Wissens als einen Modus funktionaler Substituierbarkeit zu rekonstruieren. Die Frage, was es heißt, solche Annahmen zu »teilen«, wird von Turner schließlich unter Verweis auf das System der Spiegelneurone zu beantworten versucht, dem er eine, wenn auch nicht eine exklusiv fundierende Funktion für Sozialität und Intersubjektivität zuschreibt. Den damit verbundenen Anspruch, den hinlänglich bekannten Aporien zu entgehen, die einem kognitivistischen Repräsentationismus erwachsen, verbindet er mit einem gehörigen Maß an Skepsis hinsichtlich einer durchgehenden Bestimmung impliziten Wissens als einem kollektiven Wissen.

Den letzten Teil des Bandes bestreiten zwei Beiträge aus der aktuellen psychologischen Forschung. *Hilde Haider* und *Alexandra Eichler* berichten über Ergebnisse der Kognitionspsychologie, die mit Hilfe experimenteller Verfahren implizite Lernprozesse

erfassen und dabei die Differenz zwischen impliziten und expliziten Lernmechanismen ermitteln, wobei die Verstärkung des implizit erworbenen Wissens allein offenbar nicht ausreicht, um stabiles explizites Wissen zu erzeugen. Ihre Erkenntnisse stützen die Annahme, dass solche Mechanismen in getrennten kognitiven Einheiten verankert sind. Die an diese Experimente anschließende Modellbildung versucht schließlich einsichtig zu machen, warum implizites Wissen einer Verbalisierung nicht zugänglich ist. Weitere neurowissenschaftliche und behaviorale Befunde legen zudem nahe, implizites Wissen als unmittelbare Konsequenz des Verhaltens in einer regelhaften Umwelt zu interpretieren, explizitem Wissen hingegen die Generierung eines kohärenten mentalen Modells zuzuschreiben, das den in der aktuellen Situation vorkommenden Reizen eine jeweilige Bedeutung zuweist.

Wie die Abwesenheit eines metakognitiven Bewusstseins über das eigene Wissen aus einer neuropsychologischen Perspektive untersucht werden kann zeigt abschließend der Beitrag von *Kirsten G. Volz*. Dabei stellt das Verhältnis von Intuition und implizitem Gedächtnis, deren Gemeinsamkeiten und Unterschiede einen noch relativ jungen Gegenstand der Neuroforschung dar. Anhand bildgebender Studien soll die Frage beantwortet werden, ob die zu Grunde liegenden kognitiven Prozesse von intuitiven Entscheidungen und implizitem Gedächtnis identisch bzw. aufeinander abbildbar sind. Hier zeigen die Forschungsergebnisse zur Identifikation neuronaler Korrelate impliziter Gedächtnisprozesse, dass intuitiven Entscheidungen und impliziten Gedächtnisphänomenen deutlich unterscheidbare kognitive Prozesse zugrunde liegen. Untersuchungen von behavioralen und neuronalen Priming-Effekten lassen darüber hinaus die Vermutung zu, dass es unterschiedliche Gedächtnissysteme sind, die die jeweiligen Operationen ermöglichen und steuern.